

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

13.4.1919 (No. 15)



Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 15

Karlsruhe, Sonntag, 13. April

1919

Inhalt: Robinson. Gedenkblatt zum 25. April 1919. Von Professor Dr. Walther May. — Bernhard Fringez. Karlsruher Nekrologe. I. Von Dr. Kurt Carl Oberlein. — Die Liebe in der Singstunde. Klasse von F. Frank (Waldmünchen).

Robinson.

Gedenkblatt zum 25. April 1919.

Von Professor Dr. Walther May.

Robinson Crusoe, das Weltbuch Daniel Defoes, wird am 25. April 1919 zwei Jahrhunderte alt. Was dieses Buch der Menschheit war, was es ihr noch heute ist, aus welchen inneren und äußeren Erlebnissen es entstand, welche Vorgänger es hatte, welche literarischen Anregungen von ihm ausgingen, dies im einzelnen darzustellen, würde ein interessantes Kapitel der Literatur- und Kulturgeschichte ergeben. Hier mögen nur einige Zeilen daraus das Gedächtnis des Tages erneuen, an dem der Robinson seinen Siegeslauf durch die Welt begann.

Der beste Robinsonkenner unserer Zeit, Hermann Ulrich, dem wir eine umfassende Bibliographie der weitstreichenden Robinson- und Robinsonadenliteratur verdanken, sieht das Hauptmotiv des Defoeschen Wertes in der insularischen Abgeschlossenheit von der menschlichen Gesellschaft. Dieses Motiv ist uralte und hat bereits im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in des griechischen Sophokles gewaltigem Drama „Philoctetes“ dichterischen Ausdruck gefunden. Sechzehn Jahrhunderte später tritt uns in der Vorgesichte des Sudrunliedes die älteste deutsche Robinsonade entgegen. Im 17. Jahrhundert läßt Grimmeßhausen in seinem „Simplicissimus“ den Abenteuerroman in eine Robinsonade ausklingen. Während die Helden der früheren Inselabenteuer keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als aus ihrer unfreiwilligen Verbannung erlöst zu werden, preist sich der Simplicissimus glücklich, auf seiner Insel eine Stätte gefunden zu haben, wo er frei von den Versuchungen der Welt ein gottgefälliges Leben führen kann. Damit trägt Grimmeßhausen einen neuen Gesichtspunkt in die Robinsonade hinein. Noch einen Schritt weiter geht gleichzeitig der Engländer Henry Revil in seinem Roman „Die Insel des Georg Pines“. Er verknüpft die Robinsonade mit der Utopie, indem er aus der ehelichen Verbindung der auf die Insel verschlagenen männlichen und weiblichen Personen einen patriarchalischen Staat entstehen läßt.

Acht Jahre nach dem Erscheinen dieses Romans wurde zu Bargo in der schottischen Grafschaft Fife der Mann geboren, dessen wunderbare Lebensschicksale kaum hinter dem zurücktreten sollten, was die kühne Phantasie der Robinsonadendichter erfunden hatte: Alexander Selkirk, das Urbild des Robinson Crusoe. Mißheftigkeiten mit seinen Vorgesetzten veranlaßten ihn, das englische Schmugglerschiff, auf dem er als Segelmeister diente, zu verlassen und auf der Insel Juan Fernandez Zuflucht zu suchen. Hier lebte er vier Jahre und vier Monate in völliger Einsamkeit, bis ihm ein englisches Kaperschiff Gelegenheit zur Heimkehr bot. Der Befehlshaber dieses Schiffes erzählte die seltsamen Erlebnisse Selkirks in seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1712 seinen staunenden Zeitgenossen. Aber der schottische Abenteuerer würde wohl bald in Vergessenheit geraten sein, wenn nicht ein großer Dichter sich seiner angenommen und seine Schicksale künstlerisch gestaltet hätte. Dieser Dichter war Daniel Defoe. Unter dem Namen Robinson Crusoe hat er Selkirk unsterblich gemacht.

Daniel Defoe war fast 60 Jahre alt, als er seinen Robinson schrieb. Ein Leben voll Mühen, Kämpfen und Leiden lag hinter ihm. Robinson Crusoe sollte eine Allegorie dieses Lebens sein. Wie Selkirks Schicksale den äußeren, so gaben Defoes Erlebnisse den inneren Anstoß zur Abfassung des Romans.

Geboren im Jahre 1661 zu London als Sohn eines puritanischen Fleischerz, wuchs Defoe unter der Regierung Karls II. zu einem gefürchteten Gegner der bischöflichen Hochkirche und schneidigen Anwalt der Dissenter heran. Als Jakob II. England dem Papsttum unterwerfen wollte, forderte der kühne Pamphlist zwar Kampfe dagegen auf und verkündigte in beredten Worten die Grundzüge religiöser Duldung. Später verteidigte er in kraftvollen Flugschriften Wilhelm von Dranten, den Retter der religiösen und politischen Freiheit. Defoe erweckte des Königs Interesse durch ein bedeutendes nationalökonomisches Werk und gelangte bei Hof zu Ansehen, das er aber wieder verlor, als unter der Regierung der Königin Anna die Tories von neuem

zur Macht gelangten. Wegen einer ironischen Flugchrift gegen die Hochtrahler wurde er zu sieben Jahren Gefängnis und dreimaliger Ausstellung am Pranger verurteilt. Aber diese tiefste Erniedrigung wurde für ihn zum höchsten Triumph. Das Volk jubelte ihm zu und sang seine Hymne an den Pranger. Bereits nach dreivierteljähriger Haft befreit, gründete er die „Rundschau“, das erste Volksblatt mit Leitartikel und Feuilleton. Lord Harley, der Premierminister, zog ihn zu bedeutenden politischen Arbeiten heran und übertrug ihm den Entwurf eines Staats- und Handelsvertrags zwischen England und Schottland. Als dann beim Herannahen des Todes der Königin Anna die jakobitische Partei sich wieder regte, trat Defoe für das protestantische Haus Hannover ein und wanderte von neuem ins Gefängnis, wurde jedoch bald begnadigt. Aber sein politischer Stern war damit erloschen, und mit einem „Aufruf an Ehre und Gerechtigkeit“ verließ er im Jahre 1715 den politischen Kampfplatz.

Eine neue Epoche begann in dem Leben des vielseitigen Mannes. Familien- und Volksbücher erzieherischen Inhalts gingen aus seiner Feder hervor. Ihnen folgte das Werk, das seinen Namen um die Erde trug: „Das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoes“. Sein beispielloser Erfolg veranlaßte den Verfasser, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten, und ein Abenteuerroman nach dem anderen verließ seine geistige Werkstätte. Durch diese umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit erwarb sich Defoe ein kleines Vermögen, das er aber unvorsichtigerweise seinem mißratenen Sohne übertrug, der ihm das festgesetzte Jahresgeld nicht auszahlte. So war der Lebensabend des vielgeprüften Mannes durch Kummer und Elend getrübt. Er starb am 24. April 1731. Einer der großen Kulturträger des 17. und 18. Jahrhunderts, ein sozialer Reformator, ein Apostel der religiösen Toleranz, ein vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller wurde mit ihm begraben. Im Herzen der Menschheit aber lebt er fort als der Verfasser des Robinson.

„Eine Art von Philosophie der Geschichte“ hat Hermann Dettmer den Robinson genannt. Das soll heißen, Robinson ist nicht nur Alexander Selkirk auf seiner einsamen Insel, nicht nur Daniel Defoe inmitten der Schwierigkeiten des Lebens, nein, Robinson ist der Mensch überhaupt, der Mensch im Kampfe mit der Natur, der Mensch im Ringen um seine Existenz. Wenn der verlassene Schiffbrüchige von Erfindung zu Erfindung, von Entdeckung zu Entdeckung schreitet, wenn er ein schützendes Dach über seinem Haupte errichtet, auf die Ziegenjagd geht, einen Kalender anlegt und Hausgeräte zimmert, wenn er Körbe flechtet, Ziegen und Papageien zähmt, Reis und Gerste erntet, Brot backt und Töpfe formt, wenn er Boote baut, Schirm und Kleider anfertigt und seine Wohnung in Verteidigungszustand versetzt, wenn er mit den Wilden kämpft, seinen Gefährten unterrichtet und seiner jungen Kolonie Befehle gibt, wenn er ein persönliches Verhältnis zu seinem himmlischen Vater sucht, so spiegelt sich darin die kulturelle Entwicklung der Menschheit. Der schlichte Held des Defoeschen Romans wird zu einer typischen Gestalt, zum Menschen schlechweg, zum Repräsentanten unseres ganzen Geschlechts. So ist ihm die Unsterblichkeit gesichert wie dem Don Quixote, dem Faust und dem ewigen Juden.

Alle Beurteiler des Robinson heben ferner die epische Kleinmalerei rühmend hervor, die uns fast auf jeder Seite des Buches entgegentritt und die dem Erzählten den Stempel der Wahrscheinlichkeit und Tatsächlichkeit aufdrückt. Auf das Genaueste beschreibt Robinson alle seine Arbeiten als Zimmermann, Maurer, Bäcker, Töpfer, Schneider, Ackerbauer, Jäger, Fischer und Viehzüchter, alle Stadien seiner Bemühungen, alle Erfolge und Mißerfolge. Dazu kommt die autobiographische Form der Erzählung und die einfache, ungekünstelte Sprache, frei von jeder Phantasterei und Uebertreibung. Kein Wunder daher, daß man in der ersten Zeit nach dem Erscheinen des Wertes vielfach glaubte, alle darin erzählten Begebenheiten seien mit eben den Umständen vorgegangen, wie sie hier beschrieben werden.

Die rein menschliche Gestalt des Helden und die epische Breite der Darstellung verleihen dem Robinson jenen idealistisch-realistischen Charakter, der jedem echten Kunstwerk eignet. Sie waren es auch, die in Verbindung mit dem abenteuerlichen und spannenden Inhalt den geradezu beispiellosen Erfolg des Buches herbeiführten. Von hoch und nieder, von alt und jung, von arm und reich, von Mann und Weib, von Menschen in allen Erdteilen wurde Robinson Crusoe mit einer Begeisterung aufgenommen, die kaum überboten werden konnte. Ein einsamer Kolonist an den Ufern des Ohio machte seinem Herzen über den Robinson in folgenden Worten Lust:

„Oft, wenn ich 20 Monate lang keine menschliche Gestalt zu Gesicht bekommen hatte, wenn ich statt Brot einen schlechten Gerstenbrei essen mußte, wenn hier die Indianer, dort die Tiere des Waldes mich beunruhigten, wenn ich Schritt für Schritt gegen eine verwilderte Natur kämpfend erschöpft nach Hause wandte und meine Kerze aus Schilfrohr anzündete, das ich in Viberfett getaucht hatte, war dieses herrliche Buch, vereint mit der Bibel, mein einziger Trost, meine einzige Stütze. Ich fühlte, daß ich alles zustande bringen könne, was Crusoe zustande gebracht hatte. Die Einfachheit seiner Erzählung überzeugte meinen Geist und stärkte meine Seele. Ich schloß dann ruhig ein, und an meiner Seite lag mein treuer Hund, dem ich den Namen Freitag gegeben hatte. Am frühen Morgen, um vier Uhr, schloß ich dieses Buch, das mir köstlicher war als Gold, wieder ein, ergriff meine Axt, ging frischen Mutes an die Arbeit und dankte Gott, daß er einem Menschen so viele Gewalt über seinesgleichen und so viele stärkende Macht verliehen.“

Tausende mögen beim Lesen des Robinson dasselbe empfunden haben, wie dieser schlichte Pflanzler im fernen Westen.

Nach einer Angabe von Hermann Ulrich wurde das Defoesche Werk in nicht weniger als 28 Sprachen überetzt. Die erste deutsche Uebersetzung des Magisters Ludwig Friedrich Bischof erschien am 26. Mai 1720 zu Hamburg und erlebte drei Auflagen, deren letzte 1731 herauskam. Von dieser veranstaltete der Inselverlag vor etwa 10 Jahren einen schönen Neudruck in Typen des 18. Jahrhunderts. Von späteren Uebersetzungen sind die von Altmüller in Meyers Volksbüchern und von Ulrich in Wendels Bibliothek der Gesamtliteratur besonders zu erwähnen.

Seit dem vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts traten in Deutschland die Uebersetzungen des Robinson Crusoe hinter den Bearbeitungen für die Jugend zurück. Man bediente sich jetzt des Robinsonsostoffes zu pädagogischen Zwecken und gestaltete ihn dementsprechend um. Es war bekanntlich Rousseau, der in seinem „Emil“ mit eindringlichen Worten auf die große erzieherische Bedeutung des Robinson hinwies. Er will den Defoeschen Roman gekürzt und von allen nebensächlichen Zutaten befreit wissen, um ihn zu einem echten Kinderbuche zu gestalten. Dieser Anregung folgte der Pädagoge Joachim Heinrich Campe in Hamburg, indem er in den Jahren 1779/80 seinen „Robinson den Jüngeren“ zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder herausgab.

Campe's Biograph Leyser nennt dieses Buch die schönste und duftigste Blüte im Kranze der Jugendschriften des Pädagogen, das eigentliche Piedestal für seinen Ruhm und selbst seine Wohlhabenheit. In der Tat hat es den Namen Campe im In- und Auslande berühmt gemacht. Die rechtmäßige Ausgabe aus dem Verlage von Vieweg in Braunschweig, die Ludwig Richter mit reizenden Bildern schmückte, hat weit über 100 Auflagen erlebt und wurde in 24 Sprachen überetzt. Freilich erfuhr das Buch auch viel herbe Kritik, und besonders in neuerer Zeit hat man Campe den Vorwurf gemacht, daß er das Kunstwerk Defoes schulmeisterlich mißhandelte und in Pädagogik erlöste. So befreit aber diese Kritik in vieler Hinsicht auch sein mag und so wenig Campe's „Robinson der Jüngere“ heute noch als das Ideal einer Jugendschrift gelten kann, so sehr darf doch andererseits die große historische Bedeutung und die segensreiche Wirkung dieses Buches auf die Jugend nicht verkannt werden. Vielen Tausenden von Kindern ist durch Campe der Robinsonsostoff vermittelt worden, viele Tausende erinnern sich dankbar des Mannes, der ihnen in ihrer Jugend so seltsame Stunden bereite.

Die mancherlei Schwächen der Campe'schen Bearbeitung haben schon seit etwa 100 Jahren zu anderen Versuchen geführt, das klassische Werk Defoes der Jugend muntergerecht zu machen. Unter den noch heute gangbaren Bearbeitungen erlangten besonders die von Gräbner und Höder weite Verbreitung. Während sie von Robinson in der dritten Person sprechen, haben Zimmermann, Tesar und Otto Ernst die autobiographische Form des Originals wieder hergestellt. Zunächst trennte gegenüber diesem bezeichnet Zimmermann als das oberste Gesetz, das ihn bei Bearbeitung der trefflichen Ausgabe leitete, die 1904 bei Spamer in Leipzig erschien. Leider ist ihre bildliche Ausstattung etwas gar zu nüchtern für ein Kinderbuch ausgefallen. Dagegen genügt Tesars Bearbeitung in Gerlachs Jugendbücherei sowohl in textlicher als bildlicher Hinsicht auch verwöhnteren Ansprüchen. Dasselbe gilt von dem schönen Robinsonbuche, das Otto Ernst auf die Bitte Hamburger Lehrer verfaßte, die einen Robinson von einem Dichter haben wollten.

Noch viele andere Robinsonausgaben für die Jugend, gute und schlechte, sind heute auf dem Büchermarkte zu finden. Ihre große Anzahl zeugt dafür, daß das Interesse unserer Kinder für den seltsamen Abenteurer des 17. Jahrhunderts noch immer lebendig ist, und daß Vogunil Goltz Recht hatte, als er in seinem „Buche der Kindheit“ voll Begeisterung ausrief: „O Robinson, du Buch der Bücher, du heilige Schrift in Kinderherzen geschrieben, du echte Kinderbibel für alle Zeiten, in denen es noch Kinder geben wird!“

Der gewaltige Einfluß des Defoeschen Romans und sein beispielloser buchhändlerischer Erfolg kommen nicht nur in der großen Zahl von Auflagen, Uebersetzungen und Bearbeitungen zum Ausdruck, sondern fast noch mehr in der kaum übersehbaren Reihe von Nachahmungen und in der ungemein häufigen Verwendung des Robinsontitels zu spekulativen Zwecken. Hermann Ulrich zählt in seiner Bibliographie, die mit dem Jahre 1808 ab-

schließt, nicht weniger als 287 Robinsonaden auf, und zwar 172 deutsche, 65 französische, 33 englische, 9 holländische, 3 schwedische, 3 dänische, 1 ungarische und 1 spanische. Ein sehr großer Teil dieser Robinsonaden, insbesondere der zahllosen deutschen, ist freilich in literarischer und ästhetischer Hinsicht durchaus wertlos und kann höchstens ein kultur- und sittengeschichtliches Interesse beanspruchen. Andere dagegen stehen auf einem höheren Niveau und lassen eine bedeutsame Erweiterung und Vertiefung des Stoffes erkennen.

Dahin gehört unter den älteren deutschen Robinsonaden vor allem die „Insel Felsenburg“, ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes im 18. Jahrhundert. Goethe nennt es unter den Büchern seiner Jugendlektüre, und Voß rühmt 1808 in einem Briefe an Lotte Schiller die Gemütslichkeit, Wahrheit und Treuherzigkeit in diesem Nationalwerke und nennt seinen Verfasser, den Stolberger Hof- und Stadtchirurgus Johann Gottfried Schnabel, ein echt romantisches Genie.

Wie Robinson Crusoe, so ist auch die Insel Felsenburg mehrfach zu pädagogischen Zwecken für die Jugend umgearbeitet worden. Andere deutsche Robinsonaden waren von vornherein für diese bestimmt. So hat der Berner Pfarrer Johann David Voß seinen „Schweizerischen Robinson“, in dem er seine eigene Familie auf eine Insel verschlagen werden läßt, um das Jahr 1809 zur Unterhaltung und Belehrung seiner vier Söhne geschrieben. Auch Karl Roders reizende Robinsonade „Gerd Holsten“ ist ein echtes Jugendbuch, wird aber auch jeden Erwachsenen erfreuen. Für alt und jung gleich lesenswert sind ferner „Meinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande“ von unserem großen Humoristen Heinrich Seidel. Wer diese von goldenem Humor durchtränkte Erzählung einmal gelesen hat, der wird gern immer wieder danach greifen, um sich an den unvergleichlichen Gestalten des geheimnisvollen Herrn Wohland, der redseligen Mamfell Kallmorgen, des unerschöpflichen Teufelskünstlers Simonis, des fürchterlichen Einbrechers Driebentel, des würdigen Polizeidieners Mudrach und vieler anderer zu ergötzen.

Von den 33 englischen Robinsonaden, die Ulrich in seiner Bibliographie aufzählt, sind 16 auch in deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen erschienen. Davon haben sich 5 bis heute auf dem Büchermarkte behauptet. Da ist zunächst eine auf wahren Begebenheiten beruhende Robinsonade, die bereits 1715 in Boston erschien und später von Gotthilf Heinrich Schubert unter dem Titel „Der neue Robinson“ für die deutsche Jugend bearbeitet wurde. Sie schildert die furchtbaren, aber mit frommer Ergebung ertragenen Schicksale Philipp Mfons, eines jungen Kaufmanns aus Salem in Massachusetts, unter Seeräubern und auf der Insel Ruatan. Weit verbreiteter als dieses Buch ist Kapitän Marrnats „Sigmund Küstig“, der zuerst 1841 unter dem Titel „Majerman Ready oder der Schiffbruch des Pacific“ zu London herauskam. Sechs Jahre später veröffentlichte der andere große Vertreter des englischen Seeromans, James Fenimore Cooper seine Erzählung „Der Krater“, worin er die Entwicklung einer Robinsonkolonie auf einer vulkanischen Inselgruppe im Stillen Ozean bis zu ihrem Untergang durch den Ausbruch eines Vulkans schildert. Diefem Werke folgte 1851 „Die Heimat in der Wüste“ von Kapitän Wayne Reid. Darin werden die Ergebnisse einer verirrtten Auswandererfamilie erzählt, die 11 Jahre lang in einem abgeschlossenen Tale des Südwestens von Nordamerika ein weltabgeschiedenes Dasein zu führen gezwungen ist. In katholischen Kreisen wird Andersons „Katholischer Crusoe“, der 1862 zu London erschien, in Hoffmanns deutscher Bearbeitung „Ein wahrer Robinson“ noch immer gern gelesen.

Weit später als in Deutschland und England begann die Entwicklung der Robinsonade in Frankreich. Während die erste englische Nachahmung Defoes bereits 1719, die erste deutsche 1722 erschien, kam die erste französische nicht vor 1763 heraus. Ihren Höhepunkt erreichte die Entwicklung der französischen Robinsonade sogar erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Unter den zahlreichen Werken dieser Literaturgattung, die damals in Frankreich an das Tageslicht traten, sind die von Jules Verne besonders hervorzuheben. Die bedeutendste seiner Robinsonaden ist „Die geheimnisvolle Insel“, die uns in die Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges versetzt. Während Verne hier erfahrene und gelehrte Männer in die Notlage des inularen Lebens versetzt, führt er uns in seinem Roman „Zwei Jahre Ferien“ 15 Knaben im Alter von 8 bis 13 Jahren vor, die auf einer Insel an der chilenischen Küste dem Kampfe ums Dasein ausgesetzt sind und diesen mutig bestehen. Eine dritte Robinsonade des französischen Romantikers betitelt sich „Die Schule der Robinsons“. Ihr Held ist der blasierte Neffe eines Milliardärs in San Franzisko. Er will reisen, Abenteuer bestehen und womöglich ein Robinsondasein führen. Sein Onkel verhilft ihm dazu, um ihn von seiner Blasiertheit zu heilen. Er kauft eine Insel in der Bucht von San Franzisko, läßt seinen Neffen zum Schelme Schiffbruch daran erleiden, ängstigt ihn mit geschwätzten Dienern, automatischen Bären und Tigern und holt ihn endlich völlig geheilt wieder ab.

Nicht weniger sinreich als diese französische ist die ganz moderne dänische Robinsonade „Van Zantens Insel der Befreiung“ von Laurids Bruu. Sie handelt von vier kultur-müden Holländern, einem Dichter, Maler, Musiker und Kellerer, die auf einer einsamen Felsinsel als Sonnenbrüder leben wollen, dort aber hungern, hungern, von den Moskitoen ent-

von den Affen beraubt und von einer braunen Eva betrogen werden, so daß sie nach Jahresfrist mit vollen Segeln der Heimat wieder zusteuern, um dort durch die Kunstschöpfungen, die das Heimweh ihnen entlockte, ihr Glück zu machen.

Diese von feinem Humor umspielte, hochpoetische Erzählung beweist, daß ein echter Dichter dem uralten Robinsonmotto auch heute noch neue Seiten abzugewinnen und neue künstlerische Gestaltung zu verleihen im Stande ist.

Bernhard Ihringer.

Karlsruher Nekrologe. I.
Von Dr. Kurt Karl Oberlein.

Der große europäische Bruderkrieg hat so viele Werte verschüttet, die erst spätere Zeiten nach liebevoller Arbeit neu ans Licht heben werden. Es ist unter all den bleichen Schläfern so mancher, der noch unter uns weiterleben wird in Werk und Gedächtnis. Langsam hat sich die Biologie des Krieges zu der Erkenntnis durchgerungen, daß das unsinnigste und grausamste Prinzip von den besten Kräften des Volkes die Kranken und minderwertigen aufsparte. Daß aber Geist und Kultur eine Art von Rohstoff sei, den sich jede Nation für Volk und Jugend erhalten müsse, diese Einsicht war an den grünen Tischen nie erwachsen. Sie mußte erst erlitten und erlebt werden, und unsere neue Zeit trägt diese Folgen sichtbar genug. Ein Volk, das seine Künstler, Dichter und Denker ins Feuer stellte, erlebt dafür die Strafe, um einen ganzen Frühling der Kultur betrogen zu werden. Wer dies nicht sehen kann, wird es doch glauben lernen! — Ich will im Folgenden aus der Legion der Toten nur einige Geister beschwören, die Baden durch den Krieg verloren hat. Insbesondere sind es drei Karlsruher, Ihringer, Schmidt, Schnabel, die vielversprechend allzeitig dahingegangen sind und uns mit der Klage zugleich das Vermächtnis ihrer Früchte hinterlassen haben, die es zu genießen gilt. Freilich heißt es für jeden Einzelnen im Weltganzen von vorn anfangen, mag auch die geistige Welt der Vorzeit uns wie eine lichtere Atmosphäre umgeben. Aber es ist bitter genug zu erfahren, wie gute Geister mitten im Wege dahingegriffen nur durch ihre Richtung und durch ihr Ziel die Nachstrebenden aufrufen, ihnen in Liebe und Nach-eifer neues Leben zu gewähren.

Bernhard Ihringer, dessen Leben und Werk für diesmal umschrieben sei, war in Karlsruhe am 6. August 1889 geboren. Sohn des Kaufmanns Ihringer und dessen Ehefrau Hermine, geb. Schmidt, besuchte er mit uns das humanistische Gymnasium und war ein stiller, unauffälliger Schüler mit ungewöhnlicher Begabung und Frühreife. Kräftig und gedungen, sehr kurz-sichtig und wortfarg, wenigen befreundet, war er der beste Beweis dafür, daß der fähigste Kopf selten auch der beste Schüler sei. Seine Interessen waren durch den Schulbetrieb eines mittel-mäßigen Gymnasiums nicht zu befriedigen. Er vernachlässigte das Griechische, blieb deshalb sitzen und vertauschte das Karlsruher Gymnasium mit dem Durlacher. Ich verlor ihn damals aus den Augen und ersuhr nur noch, daß er bald darauf ohne Abiturium abgegangen sei und in Basel Nationalökonomie studiere. Er studierte in Basel, Bern und Berlin, wandte sich der Philosophie zu und erwarb 1910 in Bern den Doktorgrad mit einer vorzüglichen Arbeit über den Schuldbegriff bei den Mystikern der Reformationszeit¹⁾. Von Berlin wandte sich Ihringer nach Heidelberg, wo er Archäologie und National-ökonomie trieb, von da nach Karlsruhe, wo er 1910 aus eigenen Mitteln den Dreiklavenverlag gründete, der bei uns noch nie die gebührende Würdigung fand. Sekundär schließlich erschöpft, arbeitete sich der junge Verleger 1912 in Mannheim in das Bank- und ein und fand in Ludwigshafen, dann in Trier an der Hand-ammer seinen Platz. Der Krieg schien endlich dem Viel-gebotenen, den sein Augenleiden zum Heeresdienste untauglich machte, den verdienten Erfolg zu gewähren. Ein guter Poeten am Deutschen Handelstag in Berlin eröffnete ihm die Aussicht auf ein gesichertes Leben. Der Verband süddeutscher Industrie-werke in Emmendingen nahm seine Kräfte in Anspruch. Die Grippeepidemie, die 1918 allenthalben wütete, warf ihn auf einer Geschäftsreise in Berlin aufs Krankenlager. Er erlag nach wenigen Tagen am 19. Oktober 1918 der Kriegsende. Indessen war zwei Tage vorher sein Vater zu Hause gestorben, was man ihm zu verheimlichen wußte. Seine Mutter war beiden längst vorausgegangen. Ihringer liegt in Berlin begraben. Sein Nach-lass wurde versteigert. — Dies war das äußere Leben eines Geistes, der weit über sein Alter, über seine Umgebung hinaus- strebte, der immer tätig und praktisch eine Fülle von Arbeit und Anregung spendete, die noch lange weiterwirken wird. Noch als Schüler hatte der Frühreife, kritisch Begabte, unter dem Namen Bernhard Irm in der Zeitschrift „Christliche Kunst“ Karlsruher Kunstbriefe geschrieben, die Kenntnis und Charakter zeigen. Seine Literaturstudien zur deutschen Romantik, seine große Be-lesenheit, seine feine Kritik sind in all den Aufsätzen ersichtlich, die in der „neuen Revue“, im „Morgen“, in „Nord und Süd“, in den „Dichterstimmen der Gegenwart“ unter seinem Namen oder unter dem Pseudonym R. Schmidt-Gruber in der Halb-

monatschrift „Ueber den Bassern“ zu finden sind. Es ist kaum möglich, alle die zerstreuten Kritiken und Glossen zu sammeln, die im „Hörjencourier“, im „März“, in der „Zeitschrift für Bücher-freunde“, in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Germania“ u. a. in kurzer Zeit erschienen sind. Das Beste davon hat er selbst in einem Bündchen seines Verlages unter dem Titel „Sätze und Aufsätze“ 1911 herausgegeben. Es enthält über Mensch und Kunst des Rokoko, über Daumier, über die Russen, über Geschichts-schreibung, Mystik, Reformation, Renaissance in eigener Sprache gestaltet ist, verrät den Geist und die überlegene Sicher-heit dieses Schwabträbers, der als Kenner eine gute Bibliothek und seltene Altertümer zu sammeln wußte. Seine Buchaus-gaben gaben das Beste, was von deutscher Literatur neu ans Licht zu heben war. Die alten deutschen Fastnachtspiele²⁾, das deutsche Schwankbuch³⁾, Worte Schellings⁴⁾, Frauenbriefe aller Zeiten⁵⁾, die Zimmerische Chronik⁶⁾ und Görres' Reden gegen Napoleon⁷⁾, dies alles wurde verarbeitet, eingeleitet und her-ausgegeben. Ein solcher Geist mußte sich seinen eigenen Verlag schaffen, der das Organ seiner Kultur sein konnte in Art und Form. Was Heymel in Leipzig, Diederichs in Jena, v. Weber oder Müller in München gelungen war, das versuchte Ihringer nun in Karlsruhe, einen Verlag zu gründen, der muntergütig sein konnte und nur das Allerbeste gab. „Der Dreiklavenverlag Karlsruhe und Leipzig“, der von 1910 bis 1912 bestand, war sein eigenes Werk. Als Uebersetzer und Mitarbeiter wurden Julius Hilß, Alexander v. Vernus, Fr. v. Doppelu-Bronikowski, Adel-heid v. Sybel u. a. gewonnen. Alles und Neues wurde in bester Wahl und Ausstattung verlegt. Es verlohnt sich die Bücher des Dreiklavenverlages einmal zusammenzustellen, um dies Werk zu überschauen, das für Baden, und zumal für das unliterarische Karlsruhe, eine Aukturtat war. Prectorius zeichnete das Ver-lagszeichen. Auch Schinde übernahm Aufträge. In Leipzig und Weimar wurden die Bücher gedruckt und gebunden. Jedes ein-zelne war ein geschlossenes Stilganzes, und schon jetzt werden auf Auktionen für die numerierten Ausgaben hohe Preise ge-boten. Uebersichten wir kurz die Reihe der Verlagswerke: Die Liebesbriefe der Dame Lescombat und des Herrn Mongeot⁸⁾; Die Hymnen an Caroline v. Gündersode⁹⁾ von Frhr. v. Vernus, der auch die hftlichen Uebersetzungen der Gedichte des John Keats in einer Serie gab, die ebenso Rossetti, Morris, Swin-burne umfassen sollte¹⁰⁾. Die Gedichte der Elfe Lasfer-Schüler¹¹⁾, die nun durch ihre gesammelten Dichtungen als die bedeutendste deutsche Dichterin bekannt geworden ist, Rodenbach's Totes Brügge¹²⁾, Balzac's Ursula Mirouet¹³⁾, Die Geschichte des Pau-berers Merlin¹⁴⁾, die spanischen und italienischen Novellen Bren-tano's¹⁵⁾, Joseph Bignata's Gefangenschaft und Flucht¹⁶⁾, Bethge's Dichtungen¹⁷⁾, Ihringer's Sätze und Aufsätze¹⁸⁾, Vernus' Tod des Jason¹⁹⁾ und Marienlieder²⁰⁾, alles dies erschien in kurzer Zeit. Der Kreis erweiterte sich. Ehrenbaum's Trauerspiel „Die Grä-fin von der Wart“²¹⁾, Plate's Schriftchen über die elsässische Frage²²⁾, Hemsterhuis' Philosophische Schriften²³⁾ folgten noch, und eine der letzten Ausgaben war des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläß, von Jean Paul²⁴⁾, mit den feinen Radierungen

- ¹⁾ Alle deutsche Fastnachtspiele. Hrg. von Bernhard Ihringer. Stuttgart. Robert Lutz. 1909.
- ²⁾ Deutsches Schwankbuch. Hrg. von Bernhard Ihringer. Stutt-gart. Robert Lutz. 1909.
- ³⁾ Worte Schellings. Hrg. von Bernhard Ihringer. Minden. J. C. C. Brunns. 1910.
- ⁴⁾ Frauenbriefe aller Zeiten. Hrg. von Bernhard Ihringer. Stutt-gart. Erich Guckmann. 1910.
- ⁵⁾ Aus der Chronika Derer von Jimmern. Historien und Kuriosa aus sechs Jahrhunderten deutschen Lebens. Hrg. von Bernhard Ihrin-ger. Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte. 8. „Schidjal und Abenteuer“. München. Lpa. W. Langewiesche-Brandt. 1911.
- ⁶⁾ Joseph Görres: Reden gegen Napoleon. Aufsätze und Berichte des Rheinischen Merkur 1814/15. Hrg. und eingeleitet von Bernhard Ihringer. München. Georg Müller. 1914. 1. 2.
- ⁷⁾ Die Liebesbriefe der Dame Lescombat und des Herrn Mongeot oder Geschichte ihrer verbrecherischen Liebe. Uebersetzt von J. Hilß. 1910.
- ⁸⁾ Alexander v. Vernus. An Caroline Gündersode. Hymnen. 1910.
- ⁹⁾ Englische Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts. In Ueber-tragung von Alexander v. Vernus. Band 1. John Keats. Gedichte. 1911.
- ¹⁰⁾ Elfe Lasfer-Schüler. Meine Wunder. Gedichte. 1911.
- ¹¹⁾ Georges Rodenbach. Das tote Brügge. Uebersetz. von Friedrich v. Doppelu-Bronikowski. 1911.
- ¹²⁾ Honoré de Balzac. Ursula Mirouet. Uebersetz. von Adelheid v. Sybel. 1911.
- ¹³⁾ Die Geschichte des Paubers Merlin. Aus dem Altfranzösischen über-tragen von Dorothea Schlegel. 1911.
- ¹⁴⁾ Spanische und italienische Novellen. Uebersetz. von Clemens Brentano. 1. 2. 1911.
- ¹⁵⁾ Joseph Bignata. Meine Gefangenschaft und wunderbare Flucht aus dem Kerker der Inquisition zu Rom. 1911.
- ¹⁶⁾ Hans Bethge. Mein Scht. Ein Tagebuch. — Sonnenunter-gang. Eine Dichtung. — Die Courtisanz Jamaica. Novellen. 1911.
- ¹⁷⁾ Bernhard Ihringer Sätze und Aufsätze. 1911.
- ¹⁸⁾ Der Tod des Jason. Von Alexander v. Vernus. 1911.
- ¹⁹⁾ Alexander v. Vernus. Maria im Rosenhag. 1912.
- ²⁰⁾ Hans Ehrenbaum-Degele. Die Gräfin von der Wart. Trauer-spiel. 1912.
- ²¹⁾ Otto Plate. Rund um die elsässische Frage. 1911.
- ²²⁾ Francois Hemsterhuis. Philosophische Schriften. Hrg. von Julius Hilß. 1. 2. 1912.
- ²³⁾ Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläß mit fortgehenden Noten von Jean Paul. Mit acht Kupfern von Karl Thylmann. 1912.

¹⁾ Der Schuldbegriff bei den Mystikern der Reformationszeit. Von Bernhard Ihringer. Neue Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Hrg. von Richard Berberich. 1. Bern. Francke. 1912.

Karl Thylmann's, der als Künstler, Dichter und Mensch uns längst lieb geworden war, ehe er im Kriege sein junges Leben ließ. — Diese Verlagstätigkeit Thringers, der in zwei Jahren ein solches Werk ans Licht hob, überstieg schließlich seine Mittel. Er hatte sie für ein Publikum geopfert, das heute noch das gleiche geblieben ist. Was ist denn in den Karlsruher Bibliotheken von diesen köstlichen und billigen Büchern des Dreikönigenverlages zu finden! Und doch war seit des Nachdruckers Madlot Zeiten kein Karlsruher Verlag in Deutschland so bekannt geworden! Verlorene Liebesmühl! — Dies reiche Leben, das, nach Goethe's Lehre, den Anforderungen des Tages zu genügen sich im Tätigen beschränkte, das bereits sein neues Vereicht, Anerkennung und Arbeitsfülle gefunden hatte, verlosch fast unbeachtet. Uns Wertigen lieb und unvergesslich, den Bibliophilen bekannt, den Karlsruhern fremd und gleichgültig, ist Bernhard Thringers doch mehr als ein Name: Lösung und Begriff einer neuen Jugend in einer Zeit, die neuer Werte bedarf, „um im Wahren, Guten, Schönen resolut zu leben!“

Die Liebe in der Singstunde.

Skizze von J. Frank (Waldbüchlein).

Ich war prinzipieller Weiberfeind, bis ich in die Singstunde kam. Bis dahin hatte ich als hauptsächlichste Geschlechtsunterschiede erkannt, daß die Buam Kapp'n und Hof'n, die Moodels Daub'n und Röd' trugen. Nun kam ein neuer Unterschied hinzu: Wir Männer sangen Alt und die Weiber Sopran. Ich fand dieses „G'wüizera und G'wüizera“ recht bezeichnend für die Weiblichkeit.

Zum ersten Male wurde ich auf sie aufmerksam, als der Herr Lehrer unter einer salbungsvollen Armbewegung erklärte, von der ganzen Singklass' fänge die Dirschel Marie am besten. Von meinem Standpunkt als Weiberfeind konnte ich zwar nicht begreifen, wie ein Mann überhaupt ein Weib loben könne, zumal wenn er Lehrer ist. Von nun an aber war mir die Marie interessant, weil ich mir wider Willen sagen mußte, daß an ihrem Gesang schließlich doch etwas besonderes sein müsse. Das ärgerte mich, weil ich sah, daß der Herr Lehrer nicht recht viel auf mein Singen gab. Er sagte zwar bloß, wenn ich falsch sang — und falsch sang ich immer — „Peperl, muacht halt besa aufpass'n!“ Aber ich fühlte doch instinktiv, daß das bloß Diplomatie sei, weil mein Vater Bürgermeister war, und daß er jedem andern, der keinen Bürgermeister als Vater hatte, einfach eine Watschen gegeben hätte.

Wenn nun die Dirschel Marie Solo singen mußte, schaute ich sie immer unverwandt an, nicht wegen ihrer Singerei, sondern weil sie dann einen großen roten Fleck auf der linken Wacke bekam — die rechte konnte ich nicht sehen — der allmählich wieder einschrumpfte bis auf ein feuriges Pünktel, das dann wieder zum großen Fleck auseinander schwamm, wenn der Herr Lehrer zum Schluß sagte: „Recht guat host's g'macht, Marie!“ Dieses Farbenspiel reizte mich sehr, besonders weil ich mit der Zeit rausfand, daß der rote Fleck und die schwarzen Ringelöckerln zusammen recht hübsch waren und weil ich da zum ersten Mal die Entdeckung machte, daß überhaupt was beim Weib hübsch sein könne. Von da an war mir die Marie sympathisch. Das war eigentlich gegen meine Prinzipien, aber ich entschuldigte das damit, daß ich auch einmal eine Ausnahme bei der Marie machen könnte, weil der Herr Lehrer, der doch immerhin auch ein Mann sei, auch eine bei ihr gemacht hätte. Ich war also, ohne das zu ahnen, in meiner Philosophie vom Weibe schon beim Sophismus angelangt, etwas früh für mein Alter.

In jeder Singstunde wartete ich jetzt mit höchster Sehnsucht auf den roten Fleck und auf des Herrn Lehrers Lob. Wenn er nämlich sagte: „Recht guat host's g'macht, Marie,“ so bezog ich das auch auf mich in einer gewissen gefühlsmäßigen, voreblichen, aber einseitigen noch einseitigen Gütergemeinschaft. Denn ich trug mich — zu meiner Ehre sei's gesagt — von vorn herein gleich ernstlich mit dem Gedanken, die Marie zu heiraten, wenigstens immer so lang die Singstunde dauerte. Diesen praktischen Zug hab' ich von meiner Mutter. Ich betrachtete die Ehe des Bürgermeistersohnes mit der Vadersstochter — das zweitgrößte Geschäft von beiden Vädern am Ort — auch keineswegs als Mesalliance, wenn ich mir auch die Schwierigkeiten nicht verhehlte, auf die ich stoßen würde, wenn ich bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt, um so mehr als sich mein Vater bei ihrem Vater ja nicht rasiere ließ. Mit der Hoffnungsfreudigkeit der Jugend setzte ich mich über alle diese Hindernisse hinweg. Nach der Schulzeit wollte ich gleich bei Meister Dirschel in die Lehre treten, um möglichst bald eine Frau ernähren zu können. Das Studium am Gymnasium, das mein Vater so sehr befürwortete, war ja doch nichts. Bis ich da einmal Amtsrichter würde, könnte ich mit dem Heiraten ja doch nicht warten. Einen Widerstand von seiten meiner Eltern hielt ich für ausgeschlossen, zumal wenn ich ihnen die Vorteilhaftigkeit dieser Ehe auseinandersetzte: „Die Mutter könne billige Seife beziehen — und die ist ja so aus auf's Billige! — Und der Vater bekäme natürlich auch die Schöpfköpfe zum halben Preis gesetzt.“

Alles wär' somit in schönster Ordnung gewesen, nur die Braut mußte ich noch um ihr Einverständnis fragen. Ich mußte sie also wohl oder übel ansprechen. Bei dem Gedanken bekam ich einiges Herzklopfen, trotz meiner männlichen Ueberlegenheit. Einen andern hinschicken — und wenn's auch mein bester Freund, der Huber Toni gewesen wär', sei doch nicht raffam, weil der mir die Marie leicht wegspenz'ln könnt'. In Ehefachen darf man seinen besten Freunden nicht trauen. Also müßt' ich's schon selber mit ihr ausmachen, vielleicht morgen nach der Singstunde oder, nein, besser in acht Tagen oder in vierzehn.

Am andern Tag in der Singstunde war der Herr Lehrer schlecht aufgelegt und da brüllte er mich, weil ich halt wieder falsch sang, an: „An Doh! lernst leichta's Singa wie Du!“ Da lachte die ganze Klasse laut raus und — ich hab's deutlich gesehen — sie auch mit! Und beim Rausgehen nach der Stunde, wie ich an ihr vorbeidrangte, sagte sie — wie absichtlich — zu ihrer Nachbarin: „Da Burgamoastasepp is sei scho a recht dumma Dua!“ Mein Schicksal und das meiner Ehe war besiegelt. Ich hätte in den Boden versinken mögen und in die Luft fliegen vor Scham, vor Gram, vor Wut! Ich hätte den Lehrer, sie, mich, die ganze Welt ermorden mögen! In allem Ernst! So wild-entschlossen bin ich in meinem ganzen Leben nicht wieder gewesen.

Auf den Rat meines Freundes, des Huber Toni, gab ich aber den Massenmord auf, weil er mir ganz sachverständig auseinandersetzte, daß erstens zur Ausführung einer solchen Tat, wo gleich mehrere kaputt gehen sollten, mindestens ein sechsstämiger Revolver notwendig sei, der aber natürlich ziemlich viel Geld koste, das ich als Bürgermeistersohn doch nicht stehlen könne, daß ferner die Heirat mit der Marie nicht zustande kommen könne und daß ich mir aus dem dumma Moodel überhaupt nichts machen sollte. Ich versprach seine Ratschläge zu befolgen, bat ihn bloß noch, er möchte unauffällig ein unerwartetes Zusammentreffen arrangieren.

Das Zusammentreffen kam auf dem Hofe des Huberschen Anwesens zustande. Dorthin begab sich die Dirschel Marie an schulfreien Nachmittagen auf Einladung der Huber Fanni zum damals modernen Gesellschaftsspiel des „Fangeles“. Der Huber Toni führte mich in den Damenkreis ein in den ihm eigenen feinen Formen: „Bia tuan sei a mit!“ Auf diese erfreuliche Aussicht machten die Damen untereinander furchtbare Mäuler. Diese höfliche Zeichensprache veranlaßte den Toni — ich nahm die erwartende Haltung eines Kavaliere ein, der sich würdevoll am Daumen lutscht — zu der ebenso höflichen Anfrage: „Wos macht's denn fir a Beppen? Sagt's es gli, wökt's uns ham oda net?“ Worauf die Marie — sie sprach! Sprach zu uns, zu mir! — entgegnete: „Mia is' ganz gli.“

Wir waren also herzlich willkommen! Der Himmel schien sich mir glücklich aufzutun! Jetzt war an unserer Heirat nicht mehr zu zweifeln! Es war doch gut, daß ich mich nicht voreilig ermordet hatte. Nun bedurfte es nur noch eines Anknüpfungspunktes. Der mußte sich ja beim Spielen leicht finden lassen. So wenn ich sie beim Fangeles erwischte, in meinen männlichen Armen hielt und ihr dann bedeutungsvoll-trozig sagte: „So, jöh' lass' i' Di' nimme as!“ Wie pochte mir jetzt schon das Herz im Gedanken an diesen entscheidenden Augenblick!

Er kam! Ich wurde gefangen und mußte also wieder einen andern fangen. Wie stürzte ich ihr nach, wie flog sie dahin, gazellengleich, lustgerötet, mit flatternden Zöpfen! Ich hinterdrein! Ich sah die andern nicht mehr, nicht mehr den Hof, nichts mehr! Wie ärgerte es mich, daß ich sie noch nicht hatte, und wie freute es mich, daß sie, stolz, sich nicht so leicht gefangen gab. Nun trieb ich sie gerade in die Ecke zwischen Hühner- und Schweinestall. Kein Ausweg mehr, kein Entrinnen! Hier mußte ich sie fassen! Wie tobte mein Erobererherz! Ich streckte den Arm aus, ihr Zopf flatterte so lockend! Das war auch eine intimere Berührung, als wenn ich sie beim Schürzenbandel erwischte, kalkulierte ich blitzschnell. Das war zugleich eine Erklärung meiner Gefühle, sprechender, eindrucksvoller als alle Worte. Ich packte zu mit derben Siegerhänden. Ein Ruck! Ihr stolzer Kopf schnellte, bezwungen, nach hinten und sie flog nieder in den Dreck vor dem Schweinestall. Ich sah noch ihre schmerzveredelten Züge, wie sie schrie: „Kamöl, jaudumm's, z'wos schmeißt' dennu mi' in'n Dreck eini?“

Da packte auch mich jemand am Kragen: Vor, über mir stand, mächtig auferichtet, mein Vater, in allmächtiger Bürgermeisterpose. Er schleppte mich am Ohrwuschel fort vor den häuslichen Richterstuhl. Seine Anklage lautete: „Singa kannst net, aba die Moodeln nachlaufa kannst, jaudumma Dua!“ Dann kam das Urteil: Vor versammelter Familienweiblichkeit — der Tag tiefster Schmach für mich als Mann — haute er mir rechts und links ein paar saftige Watschen runter und dann zog er mich zum Ofen. Da hüßte ich auf ein paar extraharten Holzscheitel für meine Tat den ganzen Nachmittag. In jener Stunde schwor ich wieder feierlichst, meine Eltern auszurotten, und sie und die ganze Weiblichkeit und die ganze Welt!

Daß ich es nicht getan, fiel mir gestern ein, nach zwanzig Jahren. Gestern sah ich sie nämlich wieder zum ersten Mal, wie sie mutto glücklich, den Kinderwagen schob.